

Greve Kleine Compositionslehre in einigen Abschnitten, der Erinnerung an Ludwig von Ficker

von Michael Sallinger (Innsbruck)

I

Vorspruch

Es kommt nicht mehr oft vor, dass ich mich auf den dritten Blick verliebe, Feuer fange oder mich wirklich für etwas Neues oder jemand Neuen begeistere, Feuer fange, wenn man so sagen möchte. Und wenn, dann ist es auf den ersten Blick, maximal auf den zweiten. Träge ist man geworden mit dem Alter, das ein jeder anders empfindet und nicht nur das: Ein Wort von Karl Kraus hat an Platz gewonnen, hat sich eingepreßt und hat Gestalt angenommen. Es lautet einfach und ist doch sehr schwer zu leben: Älter werden heißt, inniger verbinden und schärfer trennen. So verschließt man sich manches Mal und nimmt in sein Ich, einer Muschel gleich, die sich verschlossen hat, jene Perlen mit hinein, die man schon kennt, in der, so kann man es sagen: ausbrüten, man sich wohl fühlt und aufgehoben. Bekannte geistige Räume zu begehen, zumal solche, deren Tore man seit langem nicht mehr aufgestoßen hat, dies gehört zu den Freundlichkeiten, die die zunehmende Lebenszeit für einen aufzuwarten hat. Da macht man neue Türen nicht mehr so gerne auf. Anders hier, zunächst: In einer kleinen Schrift einer Akademie las ich einen Aufsatz von Uwe Pörksen, der die Celansche *Todesfuge* mit Ludwig Greves *Vatergedicht* verglich; als zwei Seiten einer Medaille und zwei Seiten eines Schicksals, das mit Garstigkeit und Gemeinheit nicht gespart hatte, in die eine Richtung nicht und in die andere auch nicht. So bestellte ich nicht nur dies Heftchen, sondern zugleich die gesammelten Gedichte von Greve (Wallstein) und die beiden, bei Ulrich Keicher in Warmbronn verfügbaren Veröffentlichungen: ausgewählte Gedichte zum neunzigsten, schon lange nicht mehr erlebten, Geburtstag Greves und einen Band mit seinen Prosaarbeiten.

Ein Seitenstück: Was Ulrich Keicher und seine Frau in Warmbronn leisten, ist ungerühmt und ungehoben, in Österreich zumal: eine so vorzüglich, handwerklich so gelungene, sinnlich so schöne, haptisch so geschliffene Erscheinung von Büchern, Druckschriften, kleinen Editionen, Gedichten und Essays gibt es, um ein Wort Torbergs zu variieren, ein zweites Mal nicht auf dem Erdenrund. Wenn man weiß, dass Torbergs Bemerkung den in der Tat noch heute wunderbaren Forellen des Gasthauses Schraml am Grundlsee galt, dann weiß man, was ich meine. Wunderbareres gibt es nicht.

Langsam erst begann ich den Zusammenhang herzustellen, wonach die mir liebsten Marbacher Kataloge, nämlich jener der Expressionismus-Ausstellung des Jahres 1960 und der Katalog zum Hundertsten von Gottfried Benn sich maßgeblich der

Mitwirkung Greves verdanken; dann entsann ich mich wieder des Vorworts zu den ausgewählten Photos Lotte Jacobis, die mit Erich Reiß, einem der ersten Verleger Benns, verheiratet war. Alles dies von Greve.

Doch legte ich die Bücher dann rasch aus der Hand; eine von Pörksen überlieferte Bemerkung von Greve über Celan (der vier Jahre älter war) hat mich abgestoßen und der Fall schien mir gehoben; vorerst.

Dann einmal nahm ich die Bücher nochmals zur Hand. Dann las ich den Nachruf, den Greve auf Ludwig von Ficker geschrieben hat, und dann war es um mich geschehen, und dann geschah dies:

II

Anspruch

Es gibt Anspruch und Qualität, die sich über das Alltägliche erheben und die „bleiben“. Das sind große und sehr allgemeine Worte, die wenig greifbar sind. Daher tut es gut, die Begriffe zu klären. Der Anspruch meint nicht nur das unmittelbare Ansprechen, den Anruf, das Auf- und Angerufen-sein durch etwas oder jemanden, sondern zugleich den Spruch, den jemand an sich selbst richtet. Diese Selbstanrede kann auch schroff sein, sie kann hart, nüchtern und, hier zeigt sich die Vielschichtigkeit der Sprache, auch „anspruchs-voll sein“. Qualität bedeutet das, was man sehen, fühlen, schmecken, greifen, hören und tasten kann, und zwar auf eine solche Weise, dass es gegen die *Zeit Bestand* beansprucht. Dass damit auch Schlechtes oder gar Böses eine Qualität haben kann, nehmen wir durch diese Umschreibung nicht nur in Kauf, sondern wissen es im Lichte unserer Erfahrung. Das All-Tägliche ist das Gewöhnliche, nicht nur das Gewohnte sondern das zugleich Abgebrauchte und Geläufige. Auf solche Weise mag der Akzent zulasten der Gewohnheit – der Süße der Gewohnheit und der Geborgenheit, die sie auslöst – verschoben sein; doch meinen wir es hier so: ein wenig abwertend, ein wenig abgebraucht und gedankenlos; wir legen dies fest. Im Alltäglichen spiegelt sich eine bestimmte Bereitschaft, zu vergessen, abzuschleifen, einzuheimsen, für sich gefügiger und widerstandslos zu machen; geölt und geblitzt eben. Das Bleiben schließlich geht auf den Bestand hin: auf die Widerstrebigkeit gegen die Zeit und mit ihr das Vergessen. Widerstrebig bedeutet, anders als bloß „widerstrebend“, nicht nur eine Potenz, sondern eine – in der Sache, in der Person selbst liegende – grundsätzliche Eignung, sich und das Seine der Zeit so zu widersetzen, dass eine Spannung und eine Reibung entstehen. Die Widerstrebigkeit gegen die Zeit ist das Bleibende des Bleibens. Wir sagen das in dem Wissen, dass man solches nach dem Wirken des Magus von Todtnauberg nicht mehr sagen kann; und sagen es doch, weil es einer Erfahrung entspricht, die zu enthüllen nötig erscheint, um das Weitere von dem zu schreiben und zu sagen, was gesagt werden soll. Nämlich, dass es in dem Verhältnis eines Menschen und seines Werks zu der Zeit Fälle gibt, in denen die Widerstrebigkeit zu einer massiven Störung dieses Verhältnisses insoweit führt, als dass die Mechanik des Alltäglichen nicht mehr „funktioniert“, nicht mehr „arbeitet“ und – plötzlich Anspruch und Qualität greif- und erlebbar werden, so,

als wäre das „immer so gewesen“ oder als wäre das notwendig. Diese Erfahrungen sind selten und werden seltener, weil die Schicht aus Lärm und aus Geschrei, aus Beschleunigung und Reproduktion immer dichter wird; es ist, als wäre die Welt von einer Maquillage überzogen, die sich nicht mehr entfernen lässt, angetan dazu Qualität und Anspruch endgültig zu vertilgen, damit der Mensch, sein Herz und seine Seele alles an Offenheit verliere, was nötig ist, diese Erfahrung der Aufhebung der Zeit in der und durch die Widerstrebigkeit des Anspruches der Qualität unmöglich zu machen. Doch reicht diese Maquillage noch immer nicht durch und gibt es Fälle, in denen sich die Aufhebung der Zeit spürbar macht, ganz von selbst: leise und still, wie es sich in den Fällen ge-hört, in denen erscheint, was – gegen die und außer der Zeit – zu erscheinen bestimmt ist. Das geht nicht in das Geheimnisvolle, sondern berührt nur andere Schichten der Existenz, andere Organe, andere Sinnfälligkeiten. Der Einfältige ist dem Sinnfälligen offen: das Sinnfällige ist sein Bestand.

III

Saum der Ahornbäume

Wir meinen dieses und beschreiben nicht ausreichend, was wir sagen wollen; wir führen aus dem Gewohnten hinaus und an den Saum der Ahornbäume, die eine breite Allee links und rechts eingrenzen; die Kinderhand des dort Wandernden greift durch die Zeit hindurch und ergreift die Hand der Großmutter, die mit einem geht. Man schweigt. Im Schweigen gewinnen die Schritte, jeder einzelne, an Gewicht, und der Waldboden, der den Weg säumt, wird bunter. Die Bärenatzen leuchten, satthell und orange, aus den bemoosten Hügeln rund um die alten Bäume heraus; Pilze, dort und da, einer darunter, dessen Untersicht am Helm ganz blau anläuft, wenn man die feinen Poren des Geflechts drückt. Man sagt „Maronenröhrling“ zu dem Pilz, der im Wappenschild einer Kindheit steht, die das ganze Leben bestimmt. In jenen Tagen und Stunden an einem See, dessen Wasser dunkel war und in dem Karpfen und Hechte standen, als wären sie seit tausend Jahren da, überflogen manches Mal tief fliegende Aufklärungsflugzeuge den Platz: einmal jene der Amerikaner, einmal jene der Russen. In den Wäldern hörten die Straßen und Wege plötzlich auf; man kam an Zäune und an Absperrungen: hier nicht weiter. „Pozor“ stand in tschechischer Sprache auf großen Schildern in weiß und rot. Seit 1920 und dann seit 1947/1948 ging hier eine Grenze durch, die nicht überwindlich schien. Eine Jugend am Ende der Welt. Man sah auf die Zollhäuser, die jenseits der Grenze verfielen; von weit leuchtete der blassrote Kirchturm, der Kuppel- und Walmhelm der Kirche von Buchers, schon im anderen Land, im Anderland. Man wusste darum, dass dort geräumt worden war; nach einem Krieg und nach einer Zeit, von der man, in Schemen, auch wusste. Kein Idyll. Das würde trüben. Es war kein Idyll. Auch, wenn man mit zunehmendem Alter vermeint, manches schönen zu sollen; wie denn?

Doch schuf diese Zeit den Organen der Stille und der Nachdacht einen Raum, der das einfältige Kind und den schwerfälligen Heranwachsenden zum Grübeln brachte: wissend, nichts zu wissen und ahnend, dass die Fährte des Zufalles, also, die

Fährte des einem Zufallenden die wesentlichere sei als jene einer Bildung, die wie aus den Brutkästen der Buchgemeinschaften schien. Ich habe meinen Karl Kraus nie gelernt – zuerst kannte ich ihn zu wenig, dann kam ich ihm zu nahe und am Ende schien es mir wie bei Josef dem Zweiten: *zu viele Noten*.

Aber das Hören habe ich gelernt. Das Hören auf das einem Zufallende, vor allem, wenn es sich um Menschen und Werke handelt.

IV

Begegnungen

Begegnungen. Wer sich dessen gewahr ist, dass das Zufallende die Quelle ist, aus der wir unser Leben leben: ja, leben und nicht etwas „gestalten“, dem wird auch schlag-artig klar, dass die (nietzscheanische) Vorstellung des – womöglich dialektischen (Hegel, Adorno, Marx, Ernst Jünger) [Über-]Menschen ein Un-Sinn ist, der mit dem Humanen nichts zu tun hat. Gleichwohl, ob der Mensch in die Mechanik einer geistlichen und geistigen Überzeugung eingespannt, eingefügt oder eingelebt sei oder nicht: an den Umständen ändert das gar nichts, an jenen Umständen nämlich, dass das Leben unendlich reicher sein kann, als man annimmt, vor allem dann, wenn man gestalten will.

Dieser Reichtum schlägt in beide, in alle Richtungen: Es gibt auch einen Reichtum an üblen Erfahrungen und Umständen. Dennoch habe ich nie die Überzeugung verloren, dass „sich alles zum Guten wenden“ werde. Das bestimmt einen Standort, wenn freilich nur einen von vielen, einen möglichen; das bestimmt eine Potenz, die der Depression die letzte Schärfe heraus nimmt und dem Leben die erste Gewissheit hinein legt. Begegnungen; wir wiederholen ein Wort, das, durch eine nachkonziliare Sprache gedankenlos missbraucht, heute als Sammelbegriff einer jeden Form von Interaktion dient und so nichts anderes ist als die Regentonne der vielfältigen Misstöne des Lebens.

Doch meinen wir etwas völlig Anderes: Wir meinen die sich in und aus der Offenheit des eigenen Herzens ereignende, umfassende Berührung, die über die Zeit, den Geist und das Gefühl hinaus geht, eine Einheit anspricht und zum Klingen bringt und einen, in der Erfahrung und der Ereignung des glückhaften Zufallens *verwandelt*.

Die Begegnung mit Greve ist eine solche, verwandelnde Begegnung. Sie ergab sich, im dritten Absatz. Ja, und manchen Einwänden zum Trotz: man kann Bücher so lieben, wie man Menschen liebt. Daran halte ich aus einer persönlichen Erfahrung fest; Bücher erschließen der Seele Räume, so wie auch Menschen es tun; sie erschließen nicht nur Räume auf eine bestimmte Zeit, sondern, sie tun es für eine lange Zeit, für immer, oder doch für so lange, wie die Erinnerung reicht, vielleicht darüber hinaus. Es hat, daran darf erinnert sein, Länder gegeben, halb existent, halb fiktiv, in denen die Menschen und die Bücher lebten; darf man sagen: die Menschen durch die Bücher und aus den Büchern lebten. Das sind Träume, ebenso und zu-

mal; doch stiften sie keinen Schaden, nur Nutzen und nur Freude. Die gegenstrebige Fügung des Glückes ist im Geheimnis aus Welt und aus Spiel; ohne das Spiel, jenes des Herzens und jenes des Gedankens, wäre keine Welt.

V

Orte

Tage, Jahre, Orte. So beschreibt Marie Luise Kaschnitz in einigen Büchern, die uns kostbar sind, das von ihr Erlebte, Erfahrene. In Bollschweil, rund um das väterliche Schloss liegt manches davon, am Dorf. In Rom und am Meer, in dem sie gestorben ist. Orte – Staufeu gehört zu diesen Orten, Peter Huchel und Erhart Kästner haben dort gelebt und sind dort gestorben und begraben.

Ob sie, am dritten Tage, auch *aufgefahren* sind, in den Himmel nämlich, das ist eine andere Frage. Freiburg. Nicht nur der Magus lebte dort – begraben ist er in seiner Meßkircher Heimat.

Man denkt bei dieser Meßkircher Heimat an Conradin Kreutzer, an Conrad Gröber, an Martin Heidegger und an Arnold Stadler. Dann, weiter: Wilflingen, am hohen Rücken der Alb. Ernst Jünger.

Und Marbach: Im großen Leichenhaus der Literaturgeschichte ist viel Lieben und viel Leben auch; war es früher vielleicht noch ein wenig mehr. Greve war dabei; an einem Ort, den man umkreist, wenn man in der Literatur lebt.

Doch wo und wie er dabei war, das wurde mir erst ganz langsam ersichtlich, das hat erst langsam an Gestalt gewonnen. Eine Gestalt, die sich mir aus Druckwerken und aus Bildern erschließt: aus jenen, die Greve zu Lebzeiten herausgegeben hat, und jenen, die in den vielen Jahren nach seinem plötzlichen Tod im Meer erschienen sind. Druckwerk und Druckwerk, das ist nicht ein und das selbe. Es gibt Druckwerke, die lassen erkennen, dass jemand einen Sinn für das Schöne hat; die lassen erkennen, dass er nicht für viele schreibt, nicht für alle; und die zeigen wie in einem Schlag auf, dass das Dichten, das Schreiben, das Malen, das Binden, das Drucken, das Denken, das Danken, das Empfinden für das Schöne alle in eins gehen, wie in einen Ursprung ein und desselben, eines Hand-Werks. Das Bild der Hand: sie ordnet, sie pflegt, sie tätschelt, sie schafft, sie verbindet und bindet das Buch; so wie sie auch zuschlagen und zustechen kann; beides sind Hand-Werke, im Guten wie im Bösen. Und doch ist uns das Handwerk bereits zu etwas Mythischem verkommen, wir kennen es aus dem Alltag nur noch an den äußeren Rändern und an den Grenzen: im Elitären und in der Not. Alles Mittelmaß ist heut Gebrauch, Abbrauch der Sprache, Abrieb, Massen(ent)fertigung, Auferstehung aus der Wiederholung, Perfektion der Reproduktion, Seelenlosigkeit zum Quadrat. Greves Werk, dünn, aber nicht schwächig, ist anders erschienen, in einem anderen Umfeld, dem des Handwerks; es war mit Künstlern verbunden und hat zu einer Form gefunden: einer Form, die, anders, als man es erwarten darf in den Jahren zwischen 1950 und 1990, streng geworden ist; ein *cantus firmus*; das Gedicht als formale Erfüllung, als

Entelechie des gebundenen Worts, als das Legato aus der Fremde der Form. O, wie die Sprache sich in so viele Formen begeben kann, ohne an ihrer Wesenhaftigkeit zu verlieren; mehr noch; wie sie und wo sie in ihrem Wesen gewinnt, wenn sie recht gebraucht wird, mit der nötigen Achtung. Und wie sie Wege weisen kann in das je Eigene hinein, die, je eher sie beschritten und je länger sie bedacht werden, zu einer bleibenden Unverwechselbarkeit in dem Lethestrom der alles überwuchernden Vergessenheit führen können. *Sur les traces de mes mots*, auf den Spuren meiner Worte kann ich gehen, wie ich auf den Spuren meines Lebens stehen kann.

VI

Knoten

Und dann gehen die Knoten ein und auf: Plötzlich tritt eine Person in das Gefüge, die, bislang unerkannt und unbekannt, das Gefüge aufreißt und in das Gewesene eindringt; die es bleibend tut und die einen Platz einnimmt, wie man einen Rang einnimmt, einen Rang, der einem zukommt, ganz selbstverständlich, so, als fügte sich jemand ein in eine Welt, die schon da war. Greve.

Ich blättere in seinem Werk. Es sind schmale Bände, sorgfältig gemacht. Was das heißt: Eine Falte der Sorge zeigt sich be-sorgt um das, was sie verbirgt. Sorg(en)fältig; das heißt auch, mit Liebe und mit Bedacht hergestellt; nicht einfach getan, damit es fertig wird. Da tritt eine Substanz dazu: Die Gestalt, die angenommen werden soll, ist eine Sprechende. Ihr Spruch ist das sorg(en)fältige Bedenken dessen, was zur Sprache gebracht werden soll. Das „etwas“, das zur Sprache gebracht werden soll, ist ein zu Bewahrendes; es ist schutzlos und klein, fast wie ein Kind. So wird es in der Sorge zu der Sprache gebracht, dass es Schaden nehmen könnte. Die Sprache, zu der etwas gebracht wird, ist hier nicht eine Mähre, die dazu missbraucht wird, alles und jedes weiter zu bringen, zu transportieren, und auch keine Marktschreierin, die alles hinaus brüllt in eine Welt, nur um aufzufallen.

Diese Sprache ist, in einem ganz einfachen und sehr nüchternen Sinn, das letzte verbliebene Haus des Seins. Was hier also zu der so verstandenen Sprache gebracht wird, das braucht im Bringen eine Stille, ohne die es nicht gebracht werden kann; diese Stille gehört in die Ruhe, die nötig ist, um das Bringen gedeihlich werden zu lassen; das bringt nichts „ein“, sondern das bringt zur Sprache, die, so verstanden, wie hier versucht, zu zeichnen, nur mit einer bestimmten Zurückhaltung angenommen und in Gebrauch genommen werden darf; die um ihren Gebrauch gebeten werden soll in der Weise, dass man nicht ohne Achtung in diesen Gebrauch eintritt. Wer so mit Sprache umgeht, der sucht die Sprache nach einem Ausdruck ab: einem Ausdruck, der dem Eingebachten wie dem Einbringenden zugleich gemäß ist, also deren Wesen gemäß. Solche Grundlagen der Sprache und ihres Gebrauchs sind nicht mehrheitsfähig, sie sind nicht mehr in Übung und daher auch nicht mehr gebräuchlich; das ändert nichts daran, dass es, immer wieder, Menschen gegeben hat und gibt, die dazu in der Lage sind, solcherart Sprachgebrauch zu üben, ganz in die Demut des Denkenden, des Bedenkenden hinein genommen, dem das, was er zur

Sprache bringen will, wichtig und wesentlich genug ist, dass er das, was er tut, redlicherweise bedenkt. Dies geschieht unter anderem in der sehr strengen Form des Gedichts: In dieser Form kann es gelingen, dass der Gebrauch der Sprache mit dem, der die Sprache gebraucht, in eins zusammen fallen; gleichsam die Form den Inhalt und der Inhalt die Form ineinander auflösen; nicht etwa zu einer Unkenntlichkeit beider, sondern in eine symbiotische Beziehung, in der keiner von beiden seine Kontur verliert, beide miteinander aber eine Beziehung eingehen, in der etwas von der Sprache als dem Haus und dem, der dieses Haus aufschließt, für einen kurzen Augenblick kenntlich wird.

In den Jahren nach Greves Tod haben sich die Zeugnisse vermehrt: Bei Wallstein erschienen die gesammelten Gedichte in einer vorzüglichen Ausgabe; später bei Keicher in Warmbronn die gesammelten Schriften; dazu mehrere kleine Ausgaben; ich erwähnte es. Nun liegen, in drei Bänden, wiederum bei Wallstein, eben (2013) erschienen, die *Autobiografischen Schriften* und eine Auswahl der überlieferten Briefe vor. Drei schöne Bände, mit einem Essay über das Leben jenes Mannes versehen, der, 1924 in Berlin geboren, mit seinen Eltern und seiner Schwester auf die St. Louis kam, jenes Dampfschiff, auf dem knapp eintausend Juden umher irrten, die nirgends aufgenommen worden sind, schon gar nicht in Havanna oder in den USA; es gibt einen schlechten Film mit einem guten Schauspieler davon. Die in Geiselhaft auf Hoher See Befindlichen fanden Unterkunft, *shelter*, doch nur vermeintlich: Die nach Frankreich, in die Niederlande und in andere Staaten des Kontinents zurück kamen, wurden wieder überrannt, mussten wieder fliehen oder kamen um; darunter Greves Vater und seine Schwester, mit 15 Jahren; die Mutter hat er gerettet. Hier ist nicht der Ort, dies Leben zu erzählen: Man kommt ihm nahe, wenn man zu den Erinnerungen greift, zu der autobiographischen Prosa und zu den Briefen, die nun da liegen.

Man kann dies nicht genug loben und kann es nicht genug hervor heben: dass Greves in solcher Form gedacht wird und dass er bedacht wird, lässt aufatmen. Noch finden sich Geister, die wissen, dass nur in den Spuren von Einzelnen die Fülle des Ganzen sich entbirgt. Das ist ernst gewiss – und war doch in diesem Leben bei allem Schwierigen – auch heiter.

VII

Strenge Form

Im Glücksfall kommt zu dem eben Beschriebenen ein weiteres: die Sprache als ein Haus des Seins findet eine Gestalt in dem Buch als dem Haus der Sprache. Das ist keine Konserve, die man wegwirft, nachdem man sich in sie hineingefressen hat oder einige Seiten überblättert hat; das ist auch kein Gebrauchsgegenstand, den man, nach mehrfachen Vergewaltigungen, wegwirft, sondern das ist ein sorgfältig erarbeitetes, ausgesuchtes, komponiertes, komponiertes Stück Gegenständlichkeit als der Widersätzlichkeit des Gediegenen gegen den Rausch des Gebrülls und des Billigen wie des Gebrauchsfertigen; dies Gebrauchsfertigen, das als „gebrauchstauglich“

die Beine schamlos weit aufreißt, von jeder Mann in Gebrauch genommen zu werden. Das ist aber zugleich ein Widerpart, eine weitere Widersätzlichkeit gegen das Buch als ein Bildschirm, als eine virtuelle Realität, in der die Buchstaben hinter ihren Schöpfungsprozess der Ordnung in die Beliebigkeit des Flimmerns zurück fallen; einbrechen in die Struktur der Verzifferung und der Verzeichnung, als ob kleine Bleikugeln durch die Buchstaben rinnen würden, sich am Gewicht und der Überhitzung dieses Frevels im Namen der Information zu immer neuen Hitzen aufzuladen, ehe sie bersten. Das sind keine Bücher. Schöne Bücher als das Haus der Sprache, das sind Compositionen: Sie werden zusammen gesetzt und gelegt und gestellt, das ist das com-ponere. Sie werden mit Sorgfalt zusammen gesetzt und gelegt und gestellt. Deshalb auch sprach man von einem Satz. Greves wenige Bücher sind alle in dieser Form erschienen; von bedeutenden Künstlern gestaltet, in strenger Form gehalten. Zu Lebzeiten waren es, wenn man nur das eigene Werk betrachtet, Gedichte; ausschließlich, die in dieser Form an den Leser kamen.

VIII

Herzen[d], von Farbe[n]

Greve hat Künstler begleitet und Künstler ihn: HAP Grieshaber, Josua Reichert, Max und Margot Fürst, um nur einige zu nennen. Einblatt-Drucke, kleine Hefte, Bilder in Büchern, Farben und Formen. Ein strenges Glück nach einer Fahrt auf der St. Louis, in Havanna nicht aufgenommen: Vater und Mutter verloren, Opfer des Wahnes, wie so viele, und ein jeder Einzelne zuviel, zuviel, zuviel. Man möchte schreien, je älter man wird, umso mehr.

So entfalten sich die Compositionen dieses Werks zu einem Strauß, zu einem Ganzen, das fort dauert und wirkt, bis in das Heute hinein; unser Hier und unser Heute. Ludwig von Ficker, wieder einmal, sei Dank.